

BUNTE WELT

Nr. 31

Unterhaltungsbeilage

1934

Als Bagabund in Indien

Von Ernst Machet

(Schluß)

Bewegtes Leben

Die Wochen und Monate, die nun folgten, waren für mich eine bunte und wechselvolle Zeit, reich an Erlebnissen mit Menschen und Tieren. Die Stürme des Geschickes verschlugen mich bald dahin, bald dorthin: ich stand eine Zeitlang in Diensten einer Exportgesellschaft, dann verlegte ich mich auf den Handel mit allerlei exotischem Getier; ich wurde Manager einer Gauklertruppe, arbeitete in den Zimmern von Anpang und Sungei Besi, wurde Prospektor, „Krokschießer“, Assistent auf einer Gummipflanzung. So ging es bergauf, bergab und wieder bergauf, — bis schließlich etwas dazwischen kam: etwas, das nicht bloß in meinem eigenen Dasein, sondern auch im Leben von Tausenden und Millionen anderen Menschen eine bedeutungsvolle Wendung herbeiführen sollte. Doch davon später.

Der Tierhandel war ein Geschäft, das gleichzeitig Unterhaltung und Abwechslung bot. Ich arbeite in Kompanie mit einem anderen armen Teufel, und wir handelten mit den verschiedensten exotischen Tieren, welche wir zum Teil von Eingeborenen kauften, zum Teil selbst fingen: mit Affen, Papageien, Kolibris, Nashornbögen, Schlangen, Schildkröten, Muscheltieren, Krottilen und Schmetterlingen; hin und wieder auch mit jungen Elefanten, Bären und Tigerbabys. Ein gut bezahlter Exportartikel waren insbesondere Schlangen und Schmetterlinge, von letzteren in erster Linie der Atlasspinner, ein prächtiger Nachtfalter, der nicht selten eine Spannweite von über zwanzig Zentimetern erreichte. Wir sammelten die Kokons dieses Schmetterlings, und wenn dann die Falter — falls ihre Larven nicht Ameisen zum Opfer gefallen waren — eines Abends austrofen, wurden sie mit Chloroform getötet.

Eine Sache, die schon etwas mehr Mut und Geschicklichkeit erforderte, war der Schlangenfang. Giftschlangen sind gefährliche Kreaturen, und dies um so mehr, wenn sie durch Farbe und Zeichnung ihrer Umgebung so sehr angepaßt sind, daß selbst das geübteste Auge erst im letzten Moment ihrer gewahr wird. Die Balaoschlange, zum Beispiel, die sich mit ihrem Körper um den Ast einer Mangrove ringelt und mit dem Kopf nach abwärts herunterhängen läßt, gleicht so sehr den spindelförmigen Früchten dieses Baumes, daß man bei flüchtigem Betracht fast niemals entscheiden kann, ob man eine Balaofrukt oder eine Balaoschlange vor sich hat.

Der Tierhandel war ein Geschäft, das seinen Mann ernähren konnte. Doch auf die Dauer wurde ich des Auserhaltens in Singapur, wo ich doch die meiste Zeit zubachte, überdrüssig. So ging ich abermals in ein

neues Lager über: ich wurde Manager einer Gauklertruppe. Im Europäerklub hatte nämlich ein „Zauberer“ vorgeprochen und um die Erlaubnis gebeten, im Klub eine kleine Vorstellung veranstalten zu dürfen. Ob ihm seine Bitte bewilligt wurde, kann ich nicht sagen. Jedenfalls aber lernte ich kurz nachher in einer Hafentneipe einen Menschen kennen — er war ein Meister von den Philippinen und hieß Alexander — der sich auf allerlei Tricks und Taschenspielerkünste verstand, und im Gespräch mit ihm kam mir die Idee, die beiden Gefellen zusammenzubringen und mit ihnen auf Reisen zu gehen. Alexander war von meinem Plan begeistert, und so machte ich mich auf die Suche nach dem Zauberer. Nach einer dreitägigen Razzia in den verruhesten Spelunken und Lasterhöhlen fand ich ihn endlich, doch in welchem Zustand! Dieser Unglücksmanisch hatte inzwischen sein gesamtes Instrumentarium, seine sämtlichen Zauberutenfilien zu Geld gemacht und den Erlös vertrunken! Das war furchtbar traurig, da aber einerseits an der Tatsache nichts mehr zu ändern war, und andererseits eine seiner Hauptattraktionen in Kartenkunststücken bestand, kaufte ich kurzerhand ein paar Pakete Spielarten und der Fall war erledigt. Andern Tags verließen wir Singapur in nördlicher Richtung.

Wir drei bildeten wohl nur ein sehr bescheidenes Ensemble, aber wir hatten Glück. Städte und Dörfer abseits liegen lassend, wanderten wir von einer Plantage zur andern, wo wir in den Kulis ein dankbares Publikum fanden. Auf größeren Pflanzungen, die ein paar Hunderte von Arbeitern beschäftigten, gaben wir häufig zwei und mehr Vorstellungen, ja es kam sogar vor, daß wir für den Manager und seine Familie noch eine Separatvorstellung veranstalten mußten. Kurzum: wir waren überall gern gesehene Gäste, und es gab keine Plantage, die uns nicht mindestens 20 oder 30 Dollar eintrug. An manchen Tagen verdienten wir sogar das Doppelte und Dreifache.

Alexander war ein braver Kerl, der sich alles Geld zusammensparte, der Zauberer dagegen — ein magerer, glahpöfiger Schotte namens Vincent — war ein arger Lottertnabe, unter dessen notorischer Trunksucht wir oft zu leiden hatten. Im übrigen aber brachte uns unser Zigeunerleben auch Kurzwel und Heiterkeit, und ich muß heute noch lachen, wenn ich mich beispielsweise an folgende Episode erinnere:

Es war an einem Spätnachmittag während einer Vorstellung auf einer Gummipflanzung in Malakka. Vincent war an der Reihe und sollte ein Kunststück zeigen, bei dem — natürlich ohne Wissen der Zuseher — meine Mithilfe notwendig war. Er ließ von einem der Kulis aus einem Paket Spiel-

arten ein Blatt ziehen, ging zurück zu jenem Tischlein und steckte die Karte wieder zwischen die andern, nachdem er vorher mit einem Stückchen Wachs oder Gummi unmerklich einen dünnen Faden an ihr befestigt hatte. Sodann trat er zur Seite und begann einen Vortrag zu halten, in welchem er sagte, daß das gezogene Blatt auf seinen zauberischen Befehl hin durch magische Kraft aus dem Kartenpaket herausgeschleudert werden würde. Diese Herausgeschleuderung sollte nun ich besorgen, der ich hinter einer Bretterwand hockte und das Ende des Fadens hielt, der durch ein in die Wand gebohrtes Loch durchgezogen war. Wir zeigten dieses unerhörte Kunststück nicht zum ersten Male, doch bei jener Vorführung wäre die Sache beinahe mißglückt. Es war nämlich ein entsetzlich schwüler Tag, und der Teufel wollte es, daß ich hinter meiner Wand von der Hitze überwältigt einschliefe. Und so kam es, daß — als Vincent seinen Vortrag beendet und das Zauberwort gesprochen hatte — die magische Wirkung ausblieb. Einige von den Kulis begannen zu grinsen und zu kichern, doch Vincent behielt seine Geistesgegenwart. Er trat einen Schritt zurück, so daß er knapp vor die Bretterwand zu stehen kam, und während er nun sein Zauberwort mit erhobener Stimme wiederholte, verfehte er unauffällig der Wand einen Tritt. Das hatte Erfolg! Ich schrat zusammen, und die zuckende Bewegung meiner rechten Hand, um deren Mittelfinger das Ende des Fadens geschlungen war, pfanzte sich bis zu dem Kartenpaket fort und es vollzog sich endlich das Wunder zur grenzenlosen Begeisterung aller Zuschauer.

Weniger belustigend als diese Geschichte ist hingegen jener Vorfall, der unserer erfolgreichen Rundreisefähigkeit nach ein paar Monaten ein jähes Ende bereitere: Vincent hatte sich hin und wieder mit Darbietungen hervorgetan, die er Alexander abgesehen hatte, und die zwischen den beiden hiedurch entstandene Rivalität zeitigte eines schönen Tages das Resultat, daß Alexander seinem Kollegen ein Messer in den Rücken stieß. Vincent seinerseits erwiderte, indem er den Angreifer packte und mit geradezu unmenslicher Kraft zu Boden schleuderte. Beide mußten nach Kuala Lumpur ins Hospital gebracht werden, und Vincent, der eine böse Nierenverletzung erlitten hatte, starb kurz nach seiner Entlassung. Alexander hatte eine schwere Gehirnerschütterung und diverse innere Verletzungen abbekommen, ich weiß aber nicht, was aus ihm wurde, da ich die Stadt bald wieder verließ. Mit der Gauklerei war es allenfalls vorbei.

Nach einem kurzen „Ausaufenthalt“ in Port Dickson, der meine Finanzen arg in Unordnung brachte, wandte ich mich mit mutiger Entschlossenheit einer neuen unbeding-

genden Tätigkeit zu: ich wurde „Kroko-
schiefer“. In Indien gibt es nämlich furcht-
bar viele Krokodile, und da manche Fluß-
läufe von diesen letzten Repräsentanten einer
vorgeschiedlichen Saurierwelt geradezu ver-
seucht sind, entschloß sich die Regierung zur
Zählung von Prämien und Schutzgeldern.
So entstand das Gewerbe der „Kroko-
schiefer“: die berufsmäßige Krokodiljagd.

Die Kroko-
schiefer, dessen Ausrüstung aus
einer Flinte und meist auch noch aus einem
kleinen Boot besteht, arbeitet gewöhnlich ge-
meinsam mit einem Gehilfen, der Steuer
und Ruder des Bootes bedient. Für die Jagd
ist die heißeste Zeit des Tages, wenn die Kro-
kodile ans Land kriechen, um sich zu sonnen,
am günstigsten. Die Jäger rudern dann lang-
sam und geräuschlos an eines der Tiere und
trachten, dessen Kopf vor den Lauf zu be-
kommen; denn ein Erfolg erscheint nur dann
gesichert, wenn die Kugel dem Reptil durchs
Auge ins Gehirn dringt. In allen andern
Fällen geht das Tier ins Wasser, und der
schlechte Schütze hat das Nachsehen. Das
Schutzgeld bestimmt sich nach der Länge des
erlegten Tieres. — pro Fuß werden vierzehn
Cents gezahlt.

Ich selbst gab die Krokodilsjagderei aber
bald wieder auf, — aus vielerlei Gründen:
Erstens war ich auf meinen Jagdzügen nicht
sonderlich von Glück begünstigt (es fehlte also
der praktische Vorteil), und zweitens schien
es mir nicht verlockend, mich von allerlei
Zivilisation loszulösen und zu verwildern
(die Sache hatte also auch keinen kulturellen
Wert). Und schließlich noch das gesundheits-
liche Moment: Meine weißen Lebensgeister
protestierten gegen die Fieberatmosphäre der
Urwaldwildnis, in der Tageshelle und nächst-
liches Dunkel einander die Hände reichen, in
der unter sengender Tropen Sonne die Kälte
des Todes erschauern macht. „Zurück zur
Kultur!“ rief es in mir, und errötend folgte
ich den Spuren ... des Schienenstranges, der
nach Seremban führt

Statt Europa: Australien.

Das Leben im Fernen Osten ist bunt und
abwechslungsreich, trotzdem es mitunter einen
harten Kampf beinhaltet gegen Sonnenglut
und mancherlei Gefahren. Unabhängig von
jedem Für und Wider bin ich aber der festen
Ueberzeugung, daß die Tropen — so sehr sie
uns auch loden mögen — niemals imstande
sein werden, uns Weissen die Heimat zu er-
setzen. Diese Ueberzeugung war es denn auch,
die mich schließlich veranlaßte, mein unstätes
Wanderleben aufzugeben und auf einer Plan-
tage einen gut bezahlten Posten anzunehmen,
von dem ich hoffen durfte, daß er mir die
Möglichkeit geben werde, in einigen Monaten
nach Europa zurückzukehren. Und so wäre
alles in schönster Ordnung gewesen und hätte
ein glückliches Ende nehmen können, ... wenn
nicht etwas dazwischen gekommen wäre: der
große Krieg, der auch ganz Asien in allen
Augen erzittern machte.

Kurz nach Kriegsausbruch wurde ich
eines Tages zum Chief Police Officer von
Seremban beordert, der mir mitteilte, daß
er zu seinem unendlichen Leidwesen gezwun-
gen sei, mich unter Bedeckung nach Singa-
pore zu schicken. Und auf meine Frage nach
dem Grund dieser Maßnahme eröffnete man
mir zu meinem nicht geringen Erstaunen,
daß ich angeblich von Indern einberufene
neheime Versammlungen besucht hätte!

Die Engländer sind wohl Liebeshör-
dige, doch Gegenargumenten schwer zugäng-

liche Leute. Darum mußte ich mich fügen.
Man brachte mich nach Singa-
pore in die Victoria-barracks, und mein einziger Trost
war, daß sehr bald auch jene „feindlichen
Ausländer“ interniert wurden, die keine „ge-
heimen Versammlungen“ besucht hatten. Im
übrigen sollten wir in Singa-
pore nicht all-
zu lange bleiben, und das kam so:

Das in Singa-
pore stationierte 97.
Sikh-Regiment sollte angeblich nach Hong-
kong eingeschifft werden. Die Indern, die
einen Vertrag mit England hatten, demzu-
folge sie ausschließlich auf asiatischem Boden
Verwendung finden durften, hatten es jedoch
bald heraus, daß das Reiseziel nicht Hong-
kong, sondern Europa war, wo sie Frankreichs
Gefilde mit ihrem Blute färben sollten. Und
in gerechter Empörung griffen sie zu den
Waffen, das vermeßene Albion für diesen
treulosen Wortbruch zu bezahlen.

Es war am 15. Feber 1915. In den
Nachmittagsstunden. Aus dem Magistrats-
gebäude von Singa-
pore trat Mr. Dyson, der
Stadthauptmann, und stieg in den Wagen,
mit dem seine junge Frau gekommen war,
ihn abzuholen. Der Wagen bog in die
Dickard Road ein, — da versperrte ihm eine
indische Patrouille den Weg. Der Subardar
kam mit vorgehaltenem Revolver näher und
forderte die Injassen auf, sich zu legitimieren.
Ohne die geringsten Zeichen von Angst oder
Verblüffung stand Dyson auf, blickte dem
Inder scharf in die Augen und sagte:

„What do you want? I am the Magi-
strat of Singa-
pore!“

Dies waren seine letzten Worte. Der
Sikh überließ die Antwort seinem Revolver
und Dyson fiel leblos zurück in den Wagen:
eines der ersten Opfer der heiß auflodernden
und rasch um sich greifenden Flamme der
Empörung.

Schon an dem dem Ausbruch der Meu-
tereie folgenden Tag waren die meisten Vor-
orte Singa-
pores in den Händen der Auf-
ständischen. Die Engländer, die das Bedroh-
liche ihrer Lage sofort erkannten, trachteten
vorerst, Frauen und Kinder auf den im Ha-
fen liegenden Schiffen in Sicherheit zu brin-
gen und alle wehrbaren Männer in Eile zu
bewaffnen. Dann wandten sie sich an einen
französischen Kreuzer und an ein russisches
Transportschiff, die beide im Hafen vor

Anker lagen, um Hilfe. Ihre Bitte wurde
von den Franzosen glatt abgelehnt, während
die Russen sich bewegen ließen, einzugreifen.

Während der folgenden Tage erreichte
der Kampf um Singa-
pore seinen Höhepunkt.
Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer
dauerte vom frühen Morgen bis spät in die
Nacht hinein, und auf Seite der Europäer
gab es nicht unerhebliche Verluste. Und wahr-
lich, wenn es den Indern damals geglückt
wäre, sich des Forts Canning zu bemächtigen;
wenn nicht auch hier, wie überall in der Welt,
Verrat mitgespielt hätte, — die Sache hätte
für England die ernstesten Folgen nach sich
ziehen können! So aber fehlte den Sikhs der
beseftigte Stützpunkt und sie waren nicht im-
stande, bis zum Eintreffen der zu erwartenden
Verstärkungen auszuhalten. Sie waren
genötigt, ihre Positionen der Reihe nach auf-
zugeben und sich nordwärts in die Dschungeln
zurückzuziehen. Mutig und mit zähester Aus-
dauer fochten sie weiter, das Spiel aber hat-
ten sie bereits verloren.

Die Engländer machten an zweihundert
Gefangene, und nur einem kleinen Häuflein
gelang es, nach Johore zu entkommen. Ich
glaube aber, daß es kaum einem der Indern
geglückt sein dürfte, sich wirklich und bleibend
in Sicherheit zu bringen; denn Ibrahim, der
brave Sultan von Johore und treue Bajall
Englands, veranstaltete eine wahre Hej-
jagd auf die paar armen Flüchtlinge und drohte
jedermann mit dem Tod, der es wagen sollte,
den Verfolgten Unterschlupf zu bieten. So
gelang es ihm auch tatsächlich, sich der in
seinem Lande Zuflucht suchenden Sikhs fast
vollständig zu bemächtigen, und er zauderte
nicht, die Gefangenen mit kriegerischer Ge-
ste den Engländern auszuliefern.

Von den Gefangenen wurden zweiund-
neunzig zum Tode verurteilt, der Rest auf
zehn bis zwanzig Jahre nach den Andamanen
geschickt

Was wir, die Internierten, mit dieser
Geschichte zu schaffen hatten? Ich weiß es
nicht. Tatsache aber ist, daß unser Lager —
da man in ihm einen „Herd der Aufwiege-
lung“ sah — wenige Wochen später nach
Australien verlegt wurde.

„Und wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmut will genießen,
Der lehne sich an eine Wand
Und strample mit den Füßen.“

Was mancher nicht weiß

Die Sprache der Eingeborenen von Naba-
gaslar ist dadurch merkwürdig, daß sie keine
Mehrzahl kennt. Dennoch ist sie ganz gut aus-
gebildet, hat sie doch — im Gegensatz zu der
Sprache anderer wilder Völkerschaften — ein
vollständiges Zahlensystem bis zu einer Million.
Schwierig ist ihre Erlernung dadurch, daß eine
Generation ohne weiteres Worte verwirft, die
bei der vorherigen Generation allgemein üblich
waren. Trägt zum Beispiel ein Säugling einen
Namen, der früher für ein Tier oder einen
Gegenstand benutzt wurde, so dürfen Tier und
Gegenstand fernerhin nicht mehr mit diesem
Namen genannt werden.

Die Temperatur der Sonne wird auf 6249
Grad Celsius geschätzt.

Die 30.000 Bienenstöcke, die Deutschland
als Repatriation an Frankreich abgeben mußte,
sind sämtlich eingegangen. Sie haben die Ueber-
siedlung von der Lüneburger Heide nach Frank-
reich nicht vertragen.

Im alten Griechenland gingen die Türen
ebenso wie im alten Rom immer nach außen
auf. Wenn jemand ausgehen wollte, pflögte er
deshalb immer von innen gegen die Tür zu
klopfen, um einen Zusammenstoß mit Vorüber-
gehenden zu vermeiden.

Bei den Bewohnern von Birma herrscht der
Glaube, daß Personen, die an dem gleichen
Wochentage geboren sind, keine Ehe miteinander
schließen dürfen, da lebenslanges Unglück die
Folge sein würde. Um zu verhüten, daß jemand
aus Unkenntnis diese Vorschrift außer acht läßt,
bekommt das Kind einen Namen, der mit dem
gleichen Buchstaben anfängt wie der Wochentag.

Das im Tabak enthaltene Nikotin hat
seinen Namen von dem Manne, der als erster
die Tabakpflanze in Frankreich einführte. Die-
ser Mann war Jean Nicot, dem zu Ehren die
ganze Pflanze den Namen Nicotiana bekam.

Mit einem Gramm Ranthridin, dem Reiz-
stoff einer Klasse von Reichkäfern, kann man
300 Menschen töten oder 5000 an der Gesund-
heit schädigen.

Die Gefangene

Von Anatole France

Mit der Empfehlung eines guten Freundes aus dem Justizministerium besuchte ich einmal ein Frauengefängnis. Der Gefängnisdirektor, ein alter Mann, den das lange Leben hinter Herkergittern „gebessert“ hatte (so pflegte er öfters zu sagen), empfing mich mit Herzlichkeit. Er machte sich über die moralischen und ethischen Werte seiner 300 Pflegebefohlenen keinerlei Illusionen, aber er sprach auch der Moralität der übrigen Menschheit außerhalb der Gefängnismauern keine erhöhte Stufe zu.

Man findet hier Menschen aller Sorten, schlechte, gute, Kluge, dumme und indifferente!

Ein langer Zug gefangener Frauen kam an uns vorüber. Die Stunde des gemeinschaftlichen Spazierganges war vorbei und langsam, widerwillig schritten diese Unglücklichen über den kalten, kahlen Hof. Viele sahen alt, wild oder tückisch aus. Mit Befriedigung konnte der uns begleitende Psychiater auf die charakteristischen Merkmale hinweisen. Viele unter ihnen schielten und fast alle ähnelten den Typen der Verbrecherin, den wir uns aus unserer behüteten bürgerlichen Sicherheit gebildet hatten.

Der alte Direktor schüttelte den Kopf. Er war wohl nicht so ganz mit dem abschließenden und vernichtenden Urteil des angesehenen Wissenschaftlers einverstanden.

Er führte uns in die Arbeitsäle. Wäscherinnen, Bäckerinnen und Köchinnen sahen wir bei der Arbeit. Überall überraschte uns die große Sauberkeit. Der Direktor sprach freundlich die Frauen an und selbst zu den böseartigen und dümmsten blieb er gütig und höflich. Später erklärte er, daß er schon längst nicht mehr an die moralische Wirksamkeit von Zuchtigungen und Bestrafungen glaube und daß er der Ansicht wäre, daß man Menschen durch Leid nicht bessern könne.

„Wenn auch unser verehrter Herr Professor den Kopf schüttelt, und meine Worte seinen erprobten Grundfäden widersprechen, ich lege sogar die Verordnungen meiner vorgesetzten Behörde auf meine Weise aus und erkläre sie so den Gefangenen. Zum Beispiel gebietet die neue Gefängnisordnung absolutes Stillschweigen. Wenn nun die armen Frauen wirklich nicht miteinander sprechen könnten, würden sie schnell idiotisch oder verrückt werden. Das hat doch gewiß der Gesetzgeber nicht gewollt... denke ich mir und sage meinen Gefangenen also: Die Vorschrift befiehlt Stillschweigen! Was heißt das? Die Aufseherinnen, die diese Vorschrift kennen und für ihre Anwendung haßbar sind, dürfen euch nicht hören. Wenn sie euch hören, müßt ihr bestraft werden. Hören sie euch nicht, können sie euch auch nicht bestrafen. Denken könnt ihr euch auch was ihr wollt und es macht keinen Lärm. Wenn also euer Sprechen nicht viel mehr Geräusch macht, als euer Denken, ist alles in Ordnung. Ihr könnt euch verständigen und die Gefängnisordnung ist doch befolgt!“

Der Psychiater fragte ihn, ob seine vorgesehnten diese Interpretation der Verordnungen billigten.

„Oh,“ meinte er, „nicht so ganz. Es kam wohl vor, daß mir Inspektoren Vorwürfe machten, aber ich zeigte ihnen dann unsere Eingangstür und wies darauf hin, daß sie nur aus Holz ist. Wären Männer hier eingekerkert, in einer Woche stünde das Gefängnis leer. Meinen Frauen fällt es nicht ein, flüchten zu wollen.“

Aber darum darf ich sie doch nicht in Hut bringen. Das wäre das gleiche, als ob ich sie darauf aufmerksam machen wollte, daß unser Tor aus Holz ist.“

Die Schlafäle und Krankenzimmer, die wir dann besichtigten, waren große, helle und kahle Räume. In einem Bette lag eine kleine Kranke mit siebenglänzenden Augen. Sie sah aus wie ein Kind.

Und wie mit einem kleinen Kinde sprach auch der Direktor: „Nun, wie geht es, Kleines?“ „Besser, viel besser, Herr Direktor,“ sagte sie lächelnd.

„Also sei schön brav und vernünftig, dann wirst du bald ganz gesund sein!“

Ihre Augen glänzten voll Freude und Hoffnung.

Später erklärte er uns brummig: „Sie ist nämlich noch jung, — kaum sechzehn — und schwer krank!“

„Für welches Vergehen wurde sie verurteilt?“

„Es war kein Vergehen — ein Verbrechen — Kindesmord! Dafür bekam sie sechs Jahre, in diesem Falle lebenslänglich!“

Am Ende eines langen Ganges öffnete sich eine Tür zu einem kleinen freundlichen Zimmer. Durch das vergitterte Fenster sah man auf das farben glühende herbstliche Land. Eine hübsche junge Frau sah an einem Kuhl und schrie. Neben ihr stand ein junges schönes Mädchen und suchte aus ihrem Schlüsselbund einen Schlüssel, der einen der mächtigen Bandschranke aufsperrten sollte. Ich begrüßte die beiden, denn ich dachte, es wären die Töchter des Direktors, aber sie machten mich verlegen auf meinen Irrtum aufmerksam.

„Sahen Sie nicht, daß sie Anstaltskleider trugen?“

Nein, das hatte ich wirklich nicht bemerkt. Wahrscheinlich, weil sie die Kleider anders als die übrigen trugen. Ihre Kleider hatten besseren Schnitt und die Häubchen waren so klein, daß man die Haare sehen konnte.

„Ja, hindern sie eine Frau, die schöne Haare hat, sie zu zeigen. Die beiden unterstehen auch der allgemeinen Vorschrift und arbeiten als Bibliothekarin und Archivarin. Sie stehen ihrem Verbrechen ganz fremd gegenüber. Es war wie ein Blitz in ihrem Leben. Sie sind aufrichtige, gerechte und mutige Geschöpfe. Hier, in der Ruhe und Sicherheit des Gefängnisses. Was aber das Leben draußen mit ihnen wieder machen wird, das weiß ich nicht.“

Dann führte er uns in sein Privatbüro und gab einem Aufseher den Befehl, die Gefangene Nr. 503 zu holen.

Eine Gefangene betrat in Begleitung einer Aufseherin den Raum. Sie war schlüchtern und nett aussehend wie ein junges hübsches Mädchen vom Lande.

„Ich habe eine gute Nachricht für Sie,“ sagte der Direktor. „Der Präsident der Republik hat von Ihrem guten Betragen erfahren und erläßt Ihnen darum den Rest der Strafe. Sie verlassen morgen die Anstalt.“

Sie hörte mit offenem Munde zu und starrte ihn verständnislos mit weit aufgerissenen Augen an.

„Morgen können Sie dieses Haus verlassen“, wiederholte der Direktor. „Sie sind frei!“



Ein kleines Sträußchen, Fräulein



Siehst Dank!



Mein Blumen.

Jetzt hatte sie begriffen. Sie hob die Hände in einer verzweiflungsvollen Gebärde und mit zitternden Lippen sagte sie:

„Ich muß fort? Wohin? Was soll aus mir werden? Können Sie dem hohen Herrn nicht sagen, daß ich hier bleiben will?“

Der Direktor erklärte ihr, daß sie die Gnade des Präsidenten nicht zurückweisen könne und daß durch Auszahlung einer kleinen Summe vor ihrem Austritte für die ersten Tage gesorgt sei.

„Und dann? Wo finde ich Arbeit? Wer nimmt mich, die Zuchthäuslerin, auf?“ Dann bligte ein Gedanke auf. „Ich werde etwas stehlen, damit ich wieder herkomme.“ Und beruhigt ging sie hinaus.

Aus dem Akt las der Direktor vor:

Nr. 503. Landwirtschaftliche Hilfsarbeiterin. Soll ihrer Herrschaft, der reichsten Bäuerin ihres Heimatdorfes, einen Unterrod gestohlen haben. Hausdiebstahl, und wie Sie wissen, steht darauf schwere Strafe.“

„Ein verdorbenes, unverbesserliches Geschöpf!“ urteilte der Psychiater.

„Meinen Sie, Herr Professor? Eine verdorbene unverbesserliche Welt, glaube ich!“

UPTON SINCLAIR:

Briefe an einen Arbeiter

mit Zeichnungen von Lili Réthi Ké 20.—

Zu beziehen durch alle Kolporteurs

Auslieferung: Zentralstelle für das Bildungswesen Prag XII., Slezská 13

Mein Aquarium

Von Beate Holbrook

Fische sind gewiß sehr liebenswürdige Geschöpfe, stellen aber doch nicht das ideale Weihnachtsgeschenk dar. Man kann sie weder in Stantlospapier einpacken noch auf den Christbaum hängen.

Man hat viel über die Falschheit der Fische geschrieben. Aber die durchschnittliche Fische ist eine gemeine Schneichlerin verglichen mit einem Fisch. Sogar dem Auge eines marinierten Herings wohnt noch ein Ausdruck kalter Verachtung inne... Große Fische sind allzu unbeweglich, um Interesse einzufößen. Sie verharren statuenähnlich an einer Stelle, pressen ihre Nasen gegen die Wand des Aquariums und starren dich an wie Emil Jannings in einem veralteten Hummer Film.

Nichtsdessenweniger kaufte mir meine Frau ein Aquarium als Weihnachtsgeschenk. Um mich zu überraschen, versteckte sie es in einer Ecke des Kleiderchranks, wo ich es entdeckte, als ich meine Winterhandschuhe suchte.

Es ist kein angenehmes Gefühl, wenn man in der Finsternis umhertappt und plötzlich seine Hand in laues Wasser taucht. Ich schrie auf. „Was ist denn los?“, rief meine Frau, die aus der Küche herbeigelaufen kam. „Es ist nur Wasser“, beruhigte sie mich, „ich habe zwei Fische für dich gekauft; aber du solltest vor Weihnachten nichts davon wissen!“

„Aber ich brauche keine Fische“, protestierte ich. „Uebrigens wieviele hast du gekauft?“

„Zwei“, sagte sie. „Es sind achtundzwanzig“, stellte ich fest. Meine Frau verlangte eine neuerliche Zählung, da ihr die Biffer unglaubwürdig erschienen. Sie hatte recht. Es waren dreißig Fische!

Auch sie mußte zugeben, daß dies zubiell sei. So packten wir das Aquarium in braunes Packpapier und ich zog aus, um es dem Sportartikelgeschäft, wo es meine Frau gekauft hatte, zugustellen. Es war ein schwerbehaltbares Paket. Wenn man ein Aquarium trägt, ist Nachlässigkeit nicht angebracht, selbst wenn dieses wie ein Laib Brot eingepackt ist. Der Träger muß sich stets der Gebrechlichkeit seiner Last und des Umstandes bewußt bleiben, daß er unter seinem braunen Packpapier Lebewesen, ein Stückchen des belebten Kosmos trägt. Der den Erdkreis auf seinen Schultern tragende Atlas trug sicherlich seine Last nicht mit größerem Verantwortungsgesühl als ich das Aquarium.

Wohlbekannt hätte ich auch das Paket an seinen Bestimmungsort gebracht, hätte mir nicht von einem Zeitungsstand bei einer Untergundstation die fette Ueberschrift „Polizeirazzia wegen Bombenverdachts!“ entgegengelächelt, und als ich an einem Polizisten an der Ecke vorüberging, gewahrte ich, daß er mich mit argwöhnischen Augen musterte. Ein plötzliches Schuldgefühl überkam mich. Mein Paket vorzüglich schwebend, um es weniger verdächtig zu machen, sah ich mich behutlich um.

Der Polizist folgte mir! Ich schritt rascher aus. Das Wasser des Aquariums brach ein gurgelndes Geräusch hervor und ein nasser Fleck erschien auf dem braunen Packpapier. Ich stellte mir vor, daß aus einer Höllemaschine sicherndes Nitroglycerin nicht anders ausfließt...

Ich wurde von furchtbarer Angst übermannt. Ich stürzte mich in das nächste Mietauto, versteckte mich auf seinem Boden und rief dem Chauffeur zu, mich nach Hause zu fahren. Als wir losfuhrten, sah ich noch, wie der Polizist

einen Motorradfahrer aufhielt. „Er will mir mit dem Motorrad nachfahren!“, sagte ich mir und, indem ich dem Chauffeur eine Banknote zusteckte, rief ich mit heiserer Stimme: „Fahr los, alter Bursche, so rasch es dein verdammter Kasten aushält“ — genau so wie die Verbrecher in den Romanen von Edgar Wallace.

Wir rasten durch die Straßen und hielten zehn Minuten später vor meinem Hause. Mein Verfolger war nirgends zu sehen.

Meine Frau, nur um das Wohlbefinden der Fische besorgt, nahm sofort eine Volkszählung vor. Ihre schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen. Es waren nicht nur die ursprünglichen dreißig — sondern sogar achtundvierzig Fische am Leben.

Am nächsten Tag machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Laden. Diesmal verstaute ich das Aquarium in einen Koffer. Aber bevor ich mich zwei Häuserblöcke weit entfernt hatte, begann der Koffer zu tropfen. Als ich ihn öffnete, gewahrte ich zu meinem Entsetzen, daß das Glas zerbrochen war. Ich eilte nach Hause, gerade rechtzeitig, um festzustellen, daß sich neunundsechzig Fische aus der Katastrophe gerettet hatten.

„Es ist nun einmal unser Schicksal“, sagte meine Frau. „Es ist uns bestimmt, Fischgüchter

zu werden. Wir können gegen das Schicksal nicht ankämpfen.“

So befielen wir die Fische. Wir hielten sie in Krügen, Vasen, Punschbowlen und sogar in dem silbernen Objektiv, das uns Tante Kamilla zu unserer Hochzeit geschenkt hatte. Die letzte Zählung, für die ich allerdings keine Verantwortung übernehmen kann, ergab die Biffer 1429... Seither dürfte sie zumindest auf das Doppelte gestiegen sein.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Amerikanischen von Leo Kortens.)

■ Heiteres ■

Die Dame ohne Unterleib. Der Direktor der Schaubude fragt aufgeregt: „Wo ist denn die Dame ohne Unterleib hingegangen? — Zum Schuster, um sich die Schuhe frisch doppeln zu lassen.“

Das letzte Mittel. „Ich kann nicht mehr!“ Nicht einen Pfennig im Hause — nur Schulden über Schulden — ich wollte, ich hätte einen Revolver! — „Willst du dich erschießen, um Gottes willen?“ — „Ne — ihn verkaufen!“

Uebersetzungsam. „Warum brauchen Sie eigentlich drei Brillen, Herr Professor?“ — „Das ist doch ganz einfach, mein lieber junger Freund? Ich brauche eine Brille für das Fernsehen, eine für das Nahsehen und die dritte, um die beiden andern zu suchen!“

Schach-Ecke

Geliebt von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 197.

Von Gerhard Heidrich, Moritzburg
Schwarz: Kd5, Ld7, Spa8, B7. (4)



Weiß: Kg8, Dh7, Te4, Lb5, f8, Bf4. (6)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 194: Spc5-e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hahl Erwin, Nesteritz; Hyna Josef u. Franz, Hostomitz; Lösel Richard, Hochdöbern; Mildorf Adolf, Tischau; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmedl Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schleger Josef, Kerschhagl Josef, sämtlich Kleinaugest; Triltsch Gustav, Wisterschan.

Partie Nr. 59.

II. Runde um die Kreismeisterschaft, gespielt am 22. Juli 1934 in Teplitz. (5. Brett) Weiß: Marzin Karl, Sobrusan; Schwarz: Robert Glauber, Wisterschan.

Englisch.

1. c2-c4 e7-e5

Eine beliebte Erwiderung auf 1. c4, jedoch nicht empfehlenswert. Bei 2. Sf3 entsteht eine Art Aljechin-Verteidigung mit vertauschten Far-

ben und dem Anzugstempo. Sehr gut ist auch 2. g2! und 2. Sc8.

2. Sb1-c3 g8-f6

3. Sg1-f3 Sb8-c6

Nach diesem Zug kann Weiß günstig 4. d4 spielen.

4. a3-a4 a7-a6

5. b2-b4 d7-d6

6. Lc1-b2 Lf8-e7

7. Dd1-c2 h7-h6

Das war nicht notwendig, wenn Schwarz rechnen wollte und Angriff auf den Königsflügel befürchtete, so war das Entlastungsverfahren 7. Sc-d4 angebracht, falls Weiß tauscht auf d4, so eXd. 9. Se4-c5. 10. e8-Db8. Oder bei 8. Dc3-d4, Sd4-e5.

8. e2-e3 0-0

9. d2-d4 e6Xd4

10. e3Xd4 Lc8-g4

11. Sc2-d1! Lg4Xf3

12. g3Xf3 Sf8-h5

Für den Nachziehenden ist es schon schwer eine gute Verteidigung zu finden. Punkt g7 ist schwach, eine Folge von 7. ... h7-h6. Daß die g-Linie auf ist, kommt nur dem Weißen zugute, zudem bedroht Lb2 indirekt g7. Vorsichtiger war, sofort 12. ... d6-d5, um so die große schwarze Diagonale zu sperren. Später König in die Ecke mit der Möglichkeit S nach a8 oder T nach a8.

13. Sd1-e3 Le7-f6

14. Ta1-d1 Dd8-e7

15. Lf1-h3 Lf8-h4

16. 0-0 Dd8-g5+?

17. Kg1-h1 g7-g5

18. Tf1-g1 Dg5-d8

19. Se3-f5 Kg8-h7

20. b4-b5 a8Xb5

21. c4Xb5 Sc6-e7

Ein arges Versehen, doch auch nach Sa7 oder Sb8 steht es schlimm, da Weiß den Sb5 mit 22. Lg4 angreift, er muß dann nach g7 oder f4, da nach Sf5 der Lh4 fällt. Bei Sg7 folgt 23. Sxg7, KXg7, 24. Lh5! Bei Sf4 23. Lc1-Lg5! 24. h4-h5, 25. Lxh5.

22. Sf5Xh4 f7-f5

23. Sh4-g2? (8Xg6) c7-c6

24. b5Xc6 b7Xc6

25. Td1-e1 d6-d5

26. Te1-e6 Ta8-c8

27. Lb2-c1 Dd8-d7

28. Dc2-e2 Tf8-f7

29. Sg3-h4 Tc3-g8

30. Dc2-e5 g6-g5??

31. Te6Xe7 Dd7Xe7

32. Lh3Xf5+?

Schwarz gab auf.

Auf die Eröffnung muß das größte Augenmerk gelegt werden. In vielen Partien geht es daher steil bergab, weil in der Eröffnung schon schwache Züge gemacht wurden.

Anmerkungen von Franz Hyna.